Vom «Pfifouter» zum «Schmätterling»: Wie der Berner Dialekt zunehmend unter Druck gerät

Schweizerdeutsche Sprache Der «Räätech» weicht der «Rande», das «Hüentschi» wird vom «Bibili» überflügelt. Doch es gibt auch sprachliche Veränderungen, die an der Berner Kantonsgrenze haltmachen.

Simon Wälti

Zu den Schweizer Dialekten gibt es viele Meinungen – und sie werden meist mit grosser Überzeugung vorgetragen. So meinte ein Leser zum Thema Berndeutsch, am schlimmsten sei, wenn jemand nicht mehr «Härdöpfu», sondern Kartoffel sage. Ein anderer ärgerte sich, dass manchmal vom Krankenhaus statt vom Spital die Rede sei. Ein Dritter schrieb kurz und bündig: «Nume nid ‹nur›, bitte!» Eine Frau verwahrte sich, sie sei «Bärnere» und nicht «Bärnerin» – wie man es heute immer öfter hört.

— Wie Vielfalt verloren geht

Solche Kommentare zeigen: Die Eigenheiten der Dialekte sind auf dem Rückzug. Diese Entwicklung ist das Forschungsgebiet von Sprachwissenschaftler Adrian Leemann, Professor für Deutsche Soziolinguistik an der Universität Bern. «Typisch ist, dass es meistens zu einem Verlust an Vielfalt kommt», sagt Leemann. Das lässt sich beim Wortschatz zeigen, etwa am Beispiel der «Glungge».

Immer tiefer sickert die «Pfütze» von Norden und Osten her ins Mittelland und auch in den Alpenraum ein. Im Berner Oberland wird die «Glunte» zurückgedrängt, die «Glungge» bleibt aber im Kanton Bern erhalten. «Die Berner Grenze funktioniert als Bollwerk und ist erstaunlich stabil», sagt Leemann, «an der Kantonsgrenze zwischen Bern und Luzern machen Veränderungen oft halt.»

Das Berner Beharrungsvermögen zeigt sich auch beim «Müntschi»: Während vielerorts unterdessen von «Kuss» oder «Küssli» die Rede ist, werden in Bern noch immer «Müntschi» ausgetauscht. Damit könne man seine Herkunft signalisieren, sagt Leemann. «Und es ist ein herziges und emotional aufgeladenes Wort.»

— Daten von über 1000 Schweizerinnen und Schweizern

Adrian Leemann und sein Team an der Universität Bern haben ab 2020 mehrstündige Interviews mit über 1000 Personen geführt, aufgeteilt in eine ältere und eine jüngere Generation. Die eine Hälfte der Befragten wurde zwischen 1940 und 1960 geboren, die andere zwischen 1985 und 2002.

Die Resultate wurden mit Daten von 1950 verglichen, als vor allem ältere Männer befragt wurden. Die Resultate sind unter dialektatlas.ch frei verfügbar. Beim Trend zur Vereinheitlichung ist zu beachten, dass die Daten von 1950 in deutlich mehr Ortschaften erhoben wurden als der neue Datensatz.

Städte wie Zürich oder Bern, aber auch Zentren wie Brig oder Chur strahlen ins Umland aus. «Es geht in Richtung regionaler Grossraumdialekte, früher unterschieden sich die Dialekte von Tal zu Tal», sagt Adrian Leemann.



«Extrovertierte übernehmen eher neuere Formen als introvertierte, eher scheue Personen.»

Adrian Leemann
Professor für Deutsche Soziolinguistik, Universität Bern

— Druck zur Anpassung steigt

Wie kommt es zum Verlust an Vielfalt, der insbesondere im Wortschatz oft eine Anpassung an das Hochdeutsche darstellt?

Leemann und sein Team haben von den Befragten neben klassischen Makrofaktoren wie Mobilität, sozialem Netzwerk, Medienkonsum oder Geschlecht auch Mikrofaktoren wie Charakter und persönliche Einstellungen erhoben. Durch Makrofaktoren entsteht ein Druck zur Veränderung: Ihnen sind heute fast alle gleichermassen ausgesetzt, sei es in der Stadt oder auf dem Land. «Früher waren die Menschen ortsfester, heute sind viele vernetzt und pendeln», sagt Leemann. «Alle haben das Handy in der Tasche.» Das Hochdeutsche ist dauernd und überall präsent.

Gemäss einer neuen Studie von Leemann sowie seinen Kollegen Simon Kistler und Fabian Tomaschek können die Einstellungen bei der Übernahme von Wörtern als Filter fungieren. «Extrovertierte Personen übernehmen eher neuere Formen als introvertierte, eher scheue Personen», sagt Adrian Leemann. «Oft entscheiden individuelle Haltungen, ob man dem Anpassungsdruck nachgibt oder nicht.»

Sagt man «Pfifouter», «Flickflauder», «Summervogel» oder «Schmätterling»? Auch bei diesem Wort hat sich die Sprache in der Schweiz vereinheitlicht, unabhängig von der Bildung: Die Generation der Millennials verwendet überwiegend «Schmätterling». Das früher auch im Bernbiet viel gebrauchte Wort «Pfifouter» hält sich fast nur noch im Wallis als «Pifoltra».

Ähnlich erging es den «Loubfläcke», heute wird meist wie im Hochdeutschen von «Summersprosse» gesprochen. Bei diesem Wort hat sich selbst das sonst so resistente Wallis angepasst. «Das Wallis ist oft sehr konservativ und behält die historischen Formen bei», sagt Leemann.

— Warum «Räätech» ausser Gebrauch kam

In der Schweiz wird das Gemüse, das in Deutschland vor allem als Rote Bete bekannt ist, von den Grossverteilern seit langem als «Rande» angeschrieben. In der Sprachwissenschaft spricht man hier von einem Marktwort. Es hat sich auch im mündlichen Gebrauch etabliert.

«Rande» ist in erster Linie ein helvetisches Wort. Bei dessen Übernahme spielt offenbar der Charakter eine wichtige Rolle. «Harmoniebedürftige Menschen, die Konfrontation eher aus dem Weg gehen, übernahmen das Wort schneller», erklärt Leemann.

Es fällt auf, dass früher im Kanton Bern überwiegend «Räätech» verwendet wurde. In der Ostschweiz war «Randech», im Wallis «Rääterich» gebräuchlich. Heute kann die Bezeichnung «Räätech» zu Missverständnissen führen, weil viele das Wort als Mundartform für den (hellen) Rettich ansehen.

Auch beim Küken hat sich eine schweizerische Form ausgebreitet. Während vor siebzig und mehr Jahren vor allem im Aargau von «Bibeli» gesprochen wurde, hat sich das Wort nun vielerorts durchgesetzt. Im Kanton Bern war früher «Hüentschi» in Gebrauch, heute heisst es mehrheitlich «Bibili».

— Frauen nehmen längere Sprachnachrichten auf

Dass das Geschlecht bei diesem Wandel offenbar keine Rolle spielt, kam für Sprachforscher Adrian Leemann durchaus überraschend. Normalerweise treiben Frauen sprachliche Veränderungen an. «Frauen greifen oft zu überregionalen, prestigeträchtigen Begriffen, um sich gesellschaftlich Gehör und Respekt zu verschaffen», so Leemann. Dahinter stecken komplexe soziale Mechanismen – von historischer Benachteiligung bis hin zur Art, wie Frauen und Männer sozialisiert werden.

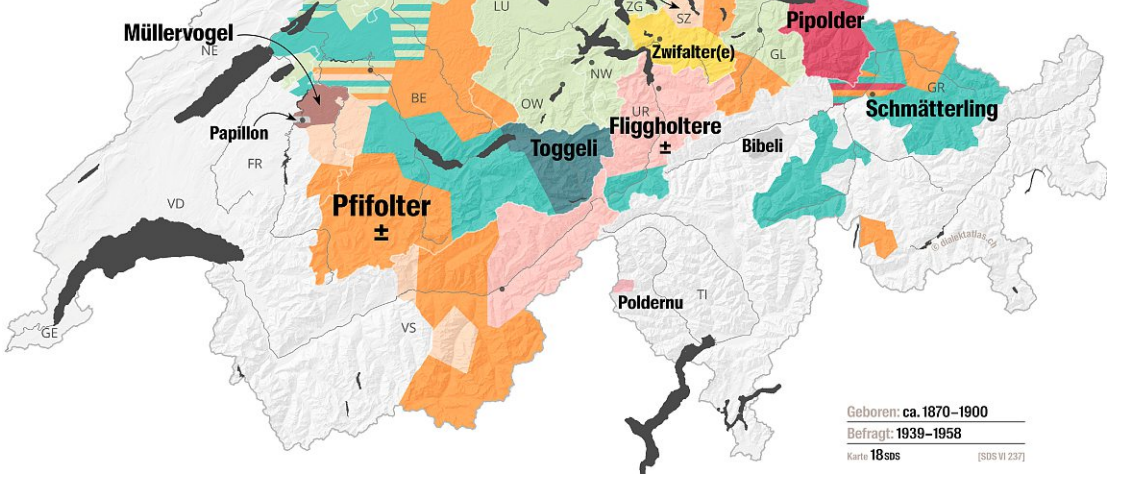
Männer hingegen mussten sich gesellschaftlich seltener durch sprachliche Anpassung behaupten. Sie konnten es sich aufgrund ihrer Stellung eher leisten, bei lokalen oder älteren Dialektformen zu bleiben. Doch so gut belegt diese soziolinguistischen Erklärungen auch sind: In der vorliegenden Studie liessen sich dafür keine Beweise finden. Eine Differenz zwischen den Geschlechtern ist aber augenfällig. Frauen schicken viel häufiger Sprachnachrichten auf Whatsapp als Männer, und die Nachrichten fallen auch deutlich länger aus.

— Das nicht ganz ernste Experiment

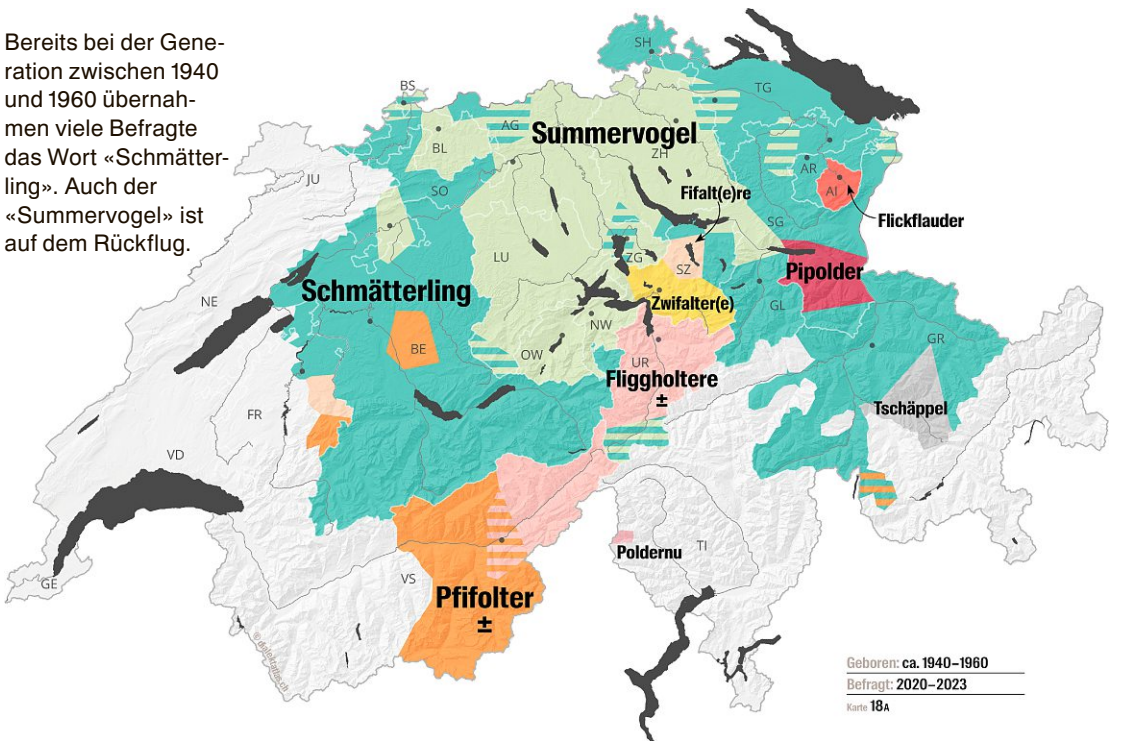
Laut Adrian Leemann sind die Bernerinnen und Berner «ein wachsames Volk», wenn es um den richtigen Klang der Sprache und um die Erhaltung von älteren Wörtern geht. «Sie sind sehr darauf bedacht, wie es tönen soll.» Das zeigte auch ein Experiment: Bernerinnen und Bernern wurden Sprachaufnahmen von Zürcherinnen und Zürchern vorgespielt, die Berndeutsch imitierten. Umgekehrt hörten sich Probanden in Zürich Aufnahmen von Bernern an, die vorgaben, «Züritüütsch» zu sprechen.

Das Resultat: In Bern wurde der Dialektschwindler sofort ertappt. In Zürich kamen die Imitatoren eher durch. Das liegt laut Adrian Leemann an der starken Durchmischung im Raum Zürich. «Zürich hat ein riesiges Einzugsgebiet. Man ist es im Alltag schlichtweg gewohnt, verschiedenste Dialekte und Sprachen zu hören, und ist deshalb vermutlich dialektal toleranter.»

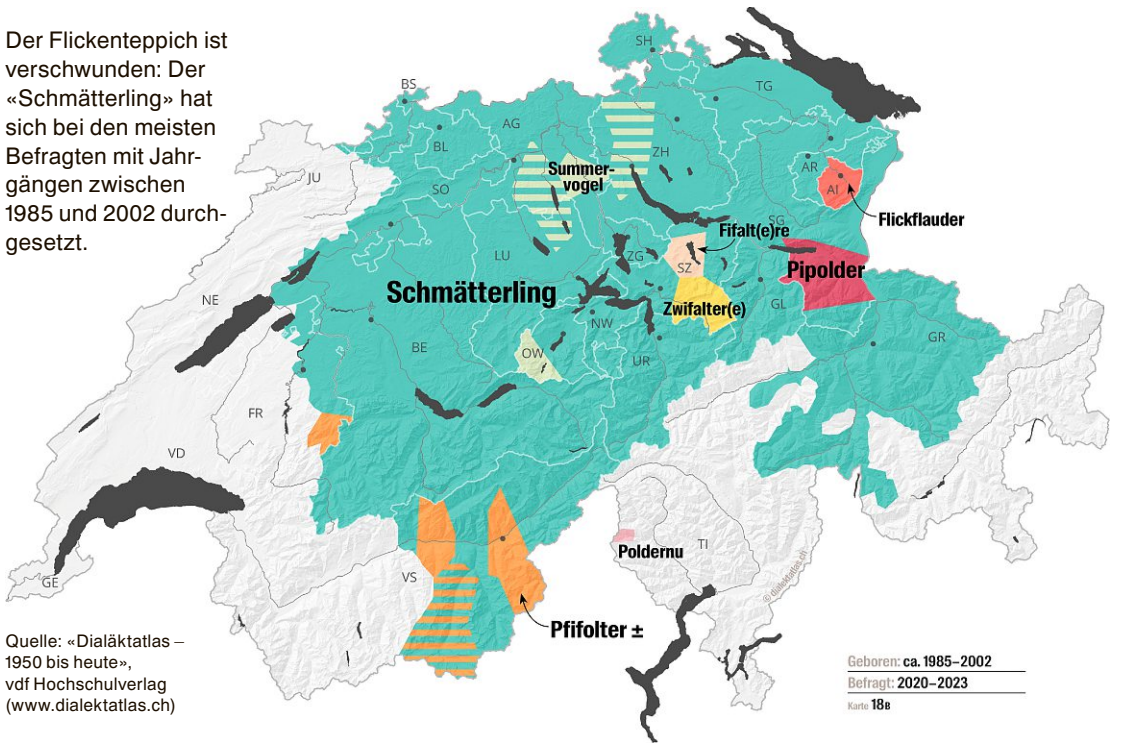
Ganz anders im Kanton Bern: Betrachtet man die sprachlichen Details, teilt sich Berndeutsch in mehrere deutlich verschiedene Regionen auf. Womöglich haben die Bernerinnen und Berner durch diese Vielfalt ein besonders feines Ohr für ihren Dialekt entwickelt. Wer ihn nur imitiert, trifft die vielen kleinen Eigenheiten bei Vokalen oder der Grammatik oft nicht ganz genau – wodurch ein Schwindel vielleicht schneller auffliegt.



«Pfifolter» oder «Pfifouter» war im Emmental und im Oberland stark verbreitet. Das Wort «Schmätterling» wurde im Kanton Bern aber auch verwendet.



Bereits bei der Generation zwischen 1940 und 1960 übernahmen viele Befragte das Wort «Schmätterling». Auch der «Summervogel» ist auf dem Rückflug.



Der Flickenteppich ist verschwunden: Der «Schmätterling» hat sich bei den meisten Befragten mit Jahrgängen zwischen 1985 und 2002 durchgesetzt.

Quelle: «Dialäktatlas – 1950 bis heute», vdf Hochschulverlag (www.dialektatlas.ch)